

Unheimliches ÖSTERREICH

Mysteriöse Orte und Begegnungen



Gabriele Hasmann
mit Ursula Hepp

ueberreuter

Gabriele Hasmann
mit Ursula Hepp

Unheimliches ÖSTERREICH

Mysteriöse Orte und Begegnungen

ueberreuter

ÜBER DIESES BUCH

In Wien taucht der „Ferdl“ seit Jahrhunderten immer wieder in einem Wirtshaus auf, um seine Geschichte zu erzählen und ein Achterl zu trinken, in Galtür verwirrt ein pfeifender Mann seit Jahren Wanderer und im Kärntner Weißensee taucht mitunter ein blasses Frauengesicht unter der Wasseroberfläche auf ...

Nach ihrem Bestseller „Spuk in Österreich“ hat Gabriele Hasmann erneut unheimliche Orte im ganzen Land aufgesucht. In bewährter Manier hat sie mit Augenzeugen gesprochen sowie historische Quellen gesichtet und bringt nun, begleitet von interessanten Hintergrundinformationen, Schauriges ans Tageslicht.

... und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen und sich im hellen Mittagslichte sehen lassen.

Heinrich Heine, Reisebilder. Vierter Teil, »Die Stadt Lucca«

Niemand fürchtet Gespenster mehr als der, der nicht an sie glaubt.

Chinesisches Sprichwort

INHALT

Vorwort

WIEN SPUKKARTE

WIEN

STAATSOPER

Ein geschmähter Architekt, staubige Gestalten und eine hässliche Sängerin

RUPRECHTSKIRCHE

Die schwarze Witwe

EHEMALIGES GESTAPO-HAUS, MORZINPLATZ

Noch einmal die schwarze Witwe, »Tweeeiiin« und Marianne

SCHOTTENSTIFT

Die weiße Frau

JUSTIZANSTALT JOSEFSTADT

Gefangen bis in alle Ewigkeit

ALLGEMEINES KRANKENHAUS (AKH)

Ein totes Findelkind, ein Freund und unheimliche Schatten

UNTER DER CITY WIENS

Der Ferdl

JOSEF-AFRITSCH-HEIM & SCHLOSS WILHELMINENBERG
Lachende Kinder und weiße Nebelschwaden

ÖSTERREICH SPUKKARTE

NIEDERÖSTERREICH

HEIDENREICHSTEINER MOOR
Licht im Dunkeln

SCHALLABURG
Spuren im Schnee, eine entstellte Frau und Blutflecken auf dem Parkett

BADEN BEI WIEN
Ein ruheloser Römer, ein unglückliches Liebespaar und die alte Frau mit den Einkaufstaschen

OBERÖSTERREICH

SCHLOSS HARTHEIM
Der reuevolle Pfleger

STEIERMARK

SCHLOSS LIMBERG
Die rote Hexe und der grüne Ritter

GRUBENUNGLÜCK LASSING
Dunkle Vorahnung

BURGENLAND

MÖRBISCH AM SEE, KROISBACH – GRENZGEBIET ÖSTERREICH-
UNGARN

Die Nebelgestalt

KÄRNTEN

RUINE HOHENWART, SCHMAROTZERWALD

Pferd ohne Reiter

WEISSENSEE IN DEN GAILTALER ALPEN

Das Gesicht im Wasser und ein unheimliches Klopfen

SALZBURG

STADT SALZBURG: GUTSHOF IN DER NEUKOMMGASSE 26

Der spukende Scharfrichter

WILHELMSKAPELLE ZWISCHEN SANKT KOLOMAN UND
SEEWALDSEE

Es wohnt in den Bäumen

TIROL

BURG HEINFELS, OSTTIROL

Ein Klatschen, ein Prasseln und die gelbe Wolke über dem Turm

GALTÜR

Ein Summen und Pfeifen auf dem Panoramaweg

VORARLBERG

BIELERHÖHE

Drei Lichtsäulen und ein grinsender Mann

Quellen

Dank

VORWORT

Wieder einmal sind wir dem Ruf der Geister gefolgt oder, besser gesagt, den Berichten der Menschen, die laut eigenen Aussagen Wesen aus dem Jenseits begegnet sind. Wir haben uns auf die Spuren der beschriebenen Phänomene begeben und versucht, ihre Existenz historisch zu belegen und zu erklären.

Wir reisten dabei wieder durch ganz Österreich und besuchten die Orte, an denen es spuken soll oder über die unerklärliche paranormale Vorkommnisse gemeldet wurden.

Auf unserer Reise trafen wir die Menschen, die seltsame Dinge erlebt hatten und sich uns anvertrauten. Aufgrund ihrer Erzählungen haben wir die geschichtlichen Hintergründe zu Ereignissen und Lokalitäten recherchiert und für Sie die spannendsten Geschichten in diesem Buch zusammengetragen. Einige dieser Personen hatten kein Problem damit, namentlich genannt zu werden, andere wiederum scheuten sich davor, ihre Identität preiszugeben, weil sie den Spott ihrer Mitmenschen fürchten.

Dass aus Wien die meisten Berichte von Erscheinungen aus dem Jenseits bei uns eintrafen, ist insofern nicht verwunderlich, als die Stadt aufgrund ihrer bewegten Vergangenheit offensichtlich besonders viele Seelen beherbergt, die noch nicht erlöst wurden und sich immer wieder »zu Wort« melden und in Erinnerung rufen.

Doch längst nicht jeder »Diesseitige« empfängt die Signale von Verstorbenen, sieht, hört oder spürt sie oder kann sie gar deuten, sollte er tatsächlich über Antennen für das Übersinnliche verfügen. Dadurch erklärt sich, dass viele Menschen an sogenannten schaurigen Orten, an denen es »angeblich« spukt, die Präsenz aus dem Totenreich gar nicht bemerken.

Dennoch lohnt es sich, alle in diesem Buch angeführten Gebäude oder Plätze einmal zu besuchen. Denn sie sind auch ohne Geister ganz schön gruselig, vor allem, wenn man um die jeweiligen historischen Ereignisse und Hintergründe weiß.

Wir dürfen davon ausgehen, dass sich insbesondere unerfreuliche oder schlimme, aber auch einfach außergewöhnliche Geschehnisse an einem Ort manifestieren können. Und deshalb ist es gar nicht ausgeschlossen, dass Sie an einem solchen Ort Wesen aus dem Jenseits begegnen, die mit Ihnen Kontakt aufnehmen oder sich Ihnen zeigen, um zu vermitteln: »Es gibt uns, hier sind wir!«

Viel Spaß beim Lesen und viele Gänsehautmomente
wünscht Ihnen

Gabriele Hasmann

g.hasmann@wunschtext.at; www.wunschtext.at

Was geht in Menschen vor, die glauben, Kontakt zu Geistern gehabt zu haben? Denken sie, es handle um Einbildung, um eine Übermüdigungserscheinung oder ein Stresssymptom?

Diese Frage lässt sich sicher nicht pauschal beantworten.

Alle unsere Gesprächspartnerinnen und -partner haben die Phänomene so erlebt und geschildert, wie sie in diesem Buch wiedergegeben werden. Und selbstverständlich sind alle diese Menschen nicht verrückt!

Womöglich gibt es für einige der beschriebenen Vorkommnisse durchaus »natürliche« Ursachen. Doch das herauszufinden, war bei der Arbeit an dieser Sammlung von Spukberichten nicht unser Anliegen. Ein solches Unterfangen wäre auch praktisch nicht möglich. Denn im Zusammenhang mit paranormalen Vorkommnissen lassen sich immer nur flüchtige Einblicke in eine andere Welt erhaschen, die nicht ohne Weiteres rekonstruierbar oder gar wiederholbar sind.

Ich beschäftige mich inzwischen seit über 20 Jahren mit rational unklärlichen Phänomenen und setze mich dabei unter anderem intensiv mit der menschlichen Wahrnehmung auseinander. Dadurch habe ich gelernt, dass Illusionen oder auch Fehldeutungen unseres Gehirns einfach passieren, ohne dass wir uns dessen bewusst sind.

Das wiederum macht die Sache kompliziert, weil wir uns die Fragen stellen müssen: Was haben wir tatsächlich wahrgenommen, was haben wir erlebt? Was war vielleicht nur eine Illusion?

Die Antworten auf diese Fragen werden wohl für immer ein Geheimnis bleiben ...

In diesem Sinne möchte ich Sie nun selbst entscheiden lassen, ob es sich in unseren Berichten wirklich um Begegnungen zwischen

Diesseits und Jenseits handelt, oder ob den Erzählern der Geschichten nicht doch bisweilen ihre Fantasie einen Streich gespielt hat.

Angenehmes Gruseln wünscht Ihnen

Uschi Hepp

info@api.co.at, www.api.co.at



Wien





Staatsoper

Ein geschmähter Architekt, staubige Gestalten und eine hässliche Sängerin

Die Wiener Staatsoper – das »erste Haus am Ring« und eine der berühmtesten kulturellen Institutionen der Welt – trat Mitte des 19. Jahrhunderts die Nachfolge der Wiener Hofoper an, die von den Habsburgern gegründet worden war und deren Aufführungen ab 1810 zum größten Teil im k. k. Hof-Theater am Kärntnertor stattfanden.

Noch während man in der Stadt diskutierte, wo die neue Oper stehen und wer sie finanzieren sollte, erbot sich im Jahr 1853 der als Finanzgenie bekannte Wiener Jurist und Musikschriftsteller Dr. Joseph Adalbert Bacher, den Neubau zu finanzieren. Als großer Fan und seit 1847 enger Vertrauter des Opernkomponisten Giacomo Meyerbeer wollte er für seinen Star eine würdige Aufführungsstätte schaffen. Doch dieser Deal platzte aufgrund monetärer Differenzen sowie wegen der fortschreitenden geistigen Erkrankung des edlen Gönners und seiner Unterbringung in einer »Irrenanstalt«.

Tatsächlich wurde die Errichtung des »Neuen Hauses« auf der Ringstraße, dessen Bauplatz Kaiser Franz Joseph I. selbst ausgesucht hatte, als erstes Projekt dieser Art aus dem Wiener Stadterweiterungsfonds bestritten – auch wenn andere Quellen behaupten, der Herrscher selbst habe sie bezahlt.

Am 10. Juli 1860 schrieben die für das Projekt Verantwortlichen einen Architekturwettbewerb aus, den der geborene Ungar August Sicard von Sicardsburg (1813–1868) und der Wiener Eduard van der Nüll (1812–1868) für sich entscheiden konnten. Bereits ein Jahr später ist mit dem Bau des neuen Kulturpalastes, der insgesamt sechs Millionen Gulden gekostet haben soll, nach den Plänen der Gewinner des Wettstreits begonnen worden, wobei Sicardsburg für den Grundentwurf zuständig war, van der Nüll für die Innenausstattung.

Die Fertigstellung erfolgte im Jahr 1869.

Das Gebäude, das im Laufe der Geschichte unter anderem Bezeichnungen wie »k. k. Hof-Operntheater« (1871–1918) und »Gebäude am Naschmarkt« (1945–1955) trug, wurde von den Wienern anfänglich mit zahlreichen wenig schmeichelhaften Spitznamen bedacht. Dies lag einerseits daran, dass die Oper vis-à-vis vom riesigen Heinrichshof (heute Opernringhof), der damals als »schönstes Zinshaus von Wien« galt, ihre Wirkung nicht so richtig entfalten konnte, andererseits an der Niveauerhöhung der Ringstraße (die man aufgrund der Einebnung des Stadtgrabens hatte vornehmen müssen), die den Bau ein wenig »nach unten verschwinden« ließ. Diese beiden Umstände trugen dazu bei, dass die als Monument gedachte Oper von der Öffentlichkeit belächelt und etwa »in der Verdauung liegender Elefant«, »steinerne Schildkröte« oder »versunkene Kiste« genannt wurde. Viele Wiener haben das Bauwerk als »Königgrätz der Baukunst«, in Anlehnung an die Schlacht im Jahre 1866, in der die Österreicher den Preußen unterlagen, bezeichnet und heftig kritisiert.

Die Errichter der Hofoper haben die Schmach nie wirklich verkraftet: Van der Nüll hat sich am 3. April 1868, allerdings bereits schwer krank, erhängt, und das, obwohl seine Ehefrau Marie im achten Monat schwanger war. Als Todesursache wird im Wiener Totenbeschauprotokoll »Stickflüsse« – ein alter Begriff für Lungenödeme – genannt.

Sicardsburg verstarb nur etwa zwei Monate später nach einer Operation am Herzen – andere Quellen behaupten, die Todesursache sei Tuberkulose gewesen. Wieder andere meinen, er habe den Selbstmord seines Kollegen, mit dem ihn ein Leben lang eine tiefe Freundschaft und berufliche Zusammenarbeit verband, nicht verkraftet und wäre deshalb nicht mehr genesen.

Der Sicardsburg und van der Nüll,

Die haben beide keinen Styl!

Griechisch, gotisch, Renaissance,

Das ist denen alles ans!

(Spottvers aus jener Zeit auf Sicardsburg und van der Nüll)

Somit haben die beiden Architekten weder die Fertigstellung ihres Projekts noch die feierliche Eröffnung am 25. Mai 1869 mit dem *Dramma giocoso* (= lustiges Drama) »Don Juan« (eigentlich »Il dissoluto punito ossia il Don Giovanni« = »Der bestrafte Wüstling oder Don Giovanni«) von Mozart miterlebt, der auch Kaiser Franz Joseph (1830–1916) und seine Gemahlin Elisabeth (1837–1898), genannt Sisi, beiwohnten.

Es heißt, der Kaiser – der wie viele andere ebenfalls nicht mit Kritik an der Bauweise der im Stil der Neo-Renaissance errichteten Oper gespart und dazu unter anderem gemeint hatte: *Die Leute*

haben doch recht. Das Gebäude steckt wirklich zu tief im Boden! – soll über den Tod der beiden Bauherren so schockiert gewesen sein, dass er zukünftig seine offiziellen Kommentare zu neuen künstlerischen Werken auf die stereotype Phrase beschränkte: Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut.

Wie uns drei Angestellte der Wiener Staatsoper, die namentlich nicht erwähnt werden möchten, berichteten, dürfte einer der geschmähten Architekten, van der Nüll, allerdings noch nicht zur Ruhe gekommen sein, da er angeblich in regelmäßigen Abständen irgendwo im Gang-labyrinth des verwinkelten Gebäudes erscheint und dort scheinbar plan- und ziellos herumwankt.

Nach seinem Studium am Polytechnikum in Wien und an der Akademie der bildenden Künste unternahm van der Nüll mit Sicardsburg ausgedehnte Studienreisen nach Deutschland, Italien und Frankreich. Im Jahr 1844 wurde er Professor für Architektur an der Wiener Akademie und Professor für Perspektive und Ornamentik an der dort vorhandenen Manufakturschule, die von 1758 bis 1786 als eigener Zweig existierte, wobei man diesen Lehrstuhl extra für ihn schuf. In seinen Werken war er hauptsächlich für die ästhetischen Fragen zuständig, während sich Sicardsburg größtenteils um die technischen Belange kümmerte. Ihr erstes gemeinsames Projekt, das Carltheater in Wien Leopoldstadt auf der Praterstraße, in dem sich Mitte des 19. Jahrhunderts unter anderem auch Johann Nestroy als Darsteller und Direktor betätigte, wurde mittlerweile abgerissen.

Zu den bedeutendsten Werken van der Nülls zählen das Palais Larisch-Moenich, die Einrichtung der Altlerchenfelder Pfarrkirche

sowie die Sockel für die Denkmäler von Erzherzog Karl und Prinz Eugen am Heldenplatz.

Eduard van der Nüll ruht in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof (Gruppe 32A, Nummer 5).

Obwohl van der Nüll also durchaus als angesehener Architekt galt, scheint er die Ablehnung seines bedeutsamsten Werkes, der Oper, nicht verkraftet zu haben und bis heute nicht in der Lage zu sein, den Ort seiner Schmach zu verlassen.

Diese Annahme untermauert die berührende Geschichte einer längst pensionierten ehemaligen Opern-Garderobiere namens Hilde:

»Es geschah an einem windigen und verregneten Juniabend, ich glaube es war 1962. Jedenfalls sind in diesem Jahr einige Tage im Rahmen der Wiener Festwochen Gondeln mit vielen bunten Lichtern auf der Donau gefahren – daran erinnere ich mich. Als 23-jähriges Mädels verdiente ich mir damals mein Geld mit dem Aufhängen der Pelz- und Wollmäntel von feinen Damen und reichen Herren. Auch an diesem Abend stand ich in meiner Garderobe und wartete auf die Schlusszene von Wagners ›Parsifal‹ unter der Leitung von Herbert von Karajan. Mir war ein wenig langweilig, obwohl ich den zu mir nach draußen schallenden Gesang, vor allem den von Hans Hotter, einem brillanten Bassbariton, sehr genoss. Doch da – ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen – hörte ich plötzlich ein Geräusch auf dem Flur, das wie ein leiser Schmerzenslaut klang und mich ängstlich hinter meiner Bude hervorschauen ließ. Aber ich konnte nichts sehen und dachte, ich hätte mir das verhaltene Stöhnen nur eingebildet. Leider war dem nicht so, denn es erklang erneut, und dieses Mal etwas lauter. Neugierig geworden, schlich ich zu der Stelle, von der ich annahm, dass sich dort jemand aufhalten musste.

Doch nach wie vor erblickte ich nur gähnende Leere rings um mich herum. Allerdings lag auf dem Boden ein kleiner beigefarbener Zettel, der sich zuvor noch nicht dort befunden hatte. Ich hob ihn auf und sah, dass er beschrieben war. Dort stand: ›Kein Trost kann mein Leid lindern. Vergib mir, Marie. 1 000 000 Küsse, Eduard.‹ Ich konnte mit den Worten damals nichts anfangen, obwohl sie mich eigenartig berührten. Das Stück Papier wanderte unbeachtet in meine Schürzentasche und irgendwann muss ich es wohl weggeworfen haben. Viele Jahre später hatte ich die Gelegenheit, an meiner Garderobe mit einem gewissen Herrn Bruderle, seines Zeichens ein großer Bewunderer der schönen Künste, über sein Lieblingsthema, die Geschichte der Wiener Staatsoper, zu plaudern. Er erzählte mir auch von dem armen unglücklichen Architekten Eduard van der Nüll, der sich tragischerweise erhängte, weil er den Spott und die Kritik an seinem Werk nicht ertrug. Herr Bruderle berichtete mir, dass sich im Wiener Stadt- und Landesarchiv unter anderem private Briefe von van der Nüll an seine Frau Marie befinden, die er oft mit ›Für deine liebende Zuneigung möge Gott dich belohnen, ich finde keine Worte für die Anerkennung, die in meinem Herzen dafür mitbewahrt ist; 1 000 000 Küsse, Eduard‹ beendete. Da war mir klar, wer sich damals auf dem Flur aufgehalten und den Zettel dort verloren oder bewusst platziert hatte. Ich weiß nicht, ob gerade ich ihn finden sollte oder ob es sich um puren Zufall handelte, dass er mir in die Hände fiel ... Fest steht jedenfalls, dass ich den armen Mann noch einige Male während meiner Dienstzeit an der Operngarderobe seufzen oder stöhnen hörte – geschrieben hat er allerdings nicht mehr.«



Die Wiener Staatsoper auf der Ringstraße

Doch zurück zu den Anfängen der Wiener Staatsoper.

Nachfolgend eine Kurzfassung der Vorkommnisse am 1., 2. und 3. Mai 1869, also drei Wochen vor der feierlichen Eröffnung, zusammengestellt aus Berichten von Mitte des 19. Jahrhunderts existierenden Tageszeitungen wie »Die Presse« oder »Wiener Zeitung«, die unter anderem Kritik an dem Projekt beinhalten und damit die manchmal schon religiös anmutende Kunst-Sinnigkeit der Menschen aus dieser Zeit sowie das typisch wienerische »Vernadertum« widerspiegeln. Dass nicht alle genannten Details exakt den historischen Fakten entsprechen, liegt durch die Nennung der Printmedien als Quelle auf der Hand – dennoch ist der aus Häme gesponnene rote Faden, der sich durch die Artikel zieht, selbst wenn es sich bei den Darstellungen nur um eine Aneinanderreihung von böartigen Klatschgeschichten, unbestätigten Behauptungen und gemunkelten Gerüchten handelt, für jedermann deutlich erkennbar.

Begonnen wird mit einer Anekdote, die sich die Wiener damals auf der Straße erzählten:

Als man Kaiser Franz Joseph Anfang April 1869 zur Besichtigung der Baustelle durch das Opernhaus führte, erklärte ihm ein hochgradig nervöser Bauarbeiter, der sich beim Sprechen ständig verhaspelte, beim Anblick eines von Sägespänen bedeckten Parkettbodens: *Majestät, das sind nur provisorische Sägespäne*. Der Herrscher soll darauf mit folgender Frage geantwortet haben: *Soso, also kommen dann definitive?*

Das »Fremden-Blatt« schockte am 1. Mai die Inhaber von Karten für die Probe, die am selben Abend um 19 Uhr angesetzt war, mit der Meldung, dass die Bauleitung Einspruch gegen die Veranstaltung eingelegt hätte, da sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht für die Sicherheit der Gäste garantieren könnte. Dieser Bericht entpuppte sich fast als astreine Ente: Zwar gab es diesen Protest der führenden Architekten Joseph Storck und Gustav Gugitz, die die Arbeiten nach dem Tod von van der Nüll und von Sicardsburg fortführten, dieser wurde jedoch rasch »von oben« im Keim erstickt. Immerhin waren bereits »Freunde und Bekannte in beträchtlicher Zahl«, darunter Herzöge, Minister, Diplomaten, Adelige und etliche Künstler sowie Geldgeber, geladen, weshalb man sich diese Blöße unmöglich geben konnte.

Am nächsten Tag stand in der Zeitung, dass es um diese Probe-Karten ein heftiges Gerangel gab und einige der Herren vom technischen Personal plötzlich »übermüdet« waren und keinesfalls arbeiten konnten – schließlich ging es um die Sicherheit, die man in diesem Erschöpfungszustand nicht mehr gewährleisten wollte –, um

noch einen Platz im Parkett zu ergattern, wo sie sich erholt haben und mit dem Rest des Publikums diverse »Ahs« und »Ohs« Richtung Bühne geseufzt haben dürften.

Während der Aufführung, bei der vor allem die Damen in freizügigen Outfits – sie trugen kurze Röcke, hatten nackte Arme und zeigten ein wenig Dekolleté – entzückten, sprang laut einer am 2. Mai erschienenen Tageszeitung plötzlich eine Katze auf die Bühne, was für große Heiterkeit bei den Zuschauern sorgte.

Ebenfalls am 2. Mai war in einem Tagesblatt zu lesen: »Das neue Opernhaus wurde dem Publikum geöffnet, bevor die Baupolizei dasselbe für gebrauchsfähig erklärt hatte.« Außerdem wurde angeprangert, dass die Studienprobe für etwa 50 maßgebende Personen gedacht war, sich die Summe der Menschen aber unverantwortlicherweise durch Mitnahme von Verwandten und Bekannten auf rund 500 verzehnfacht hatte.

Am 3. Mai erstaunte die Presse mit der Information, dass so kurz vor der Eröffnung noch kein konkreter Termin für selbige feststand. Es wurden Wetten auf den 18. und auf den 23. Mai abgeschlossen, Gewinner gab es dabei jedoch, wie sich später herausstellte, keine. Es ist allerdings wahrscheinlich, dass man in den »gut informierten höheren Kreisen« Bescheid wusste – eine Vermutung, welche die Tageszeitungen zu allerlei bösen Kommentaren verleitete.

Auch die hohen Kartenpreise von 100 Gulden (heute etwa 1.300 Euro!) für eine Loge und 25 Gulden für einen Parkettplatz – damals musste man für begehrte Vorstellungen übrigens bis zu zehn

Zwischenhändler bezahlen und kam so auf einen bis zu fünf Mal so hohen Betrag – blieben in den Printmedien nicht unkommentiert:

Wer wird bei solchen Eintrittspreisen in's Theater gehen? Offenbar nur derjenige, der sie bezahlen kann. Nichts ist natürlicher. Wer kann sie aber bezahlen? O, sehr einfach, die Leute auf der Börse, die in einer Viertelstunde zehntausend Gulden gewinnen!

(© Dominik Troger, vollständiger Text auf www.operinwien.at)

Die Zeit von 4. bis 20. Mai war gekennzeichnet von hektischen Vorbereitungen, krankheitsbedingten Ausfällen, Umdisponierungen usw. – im Grunde nicht anders als heute – und inmitten der gestressten Produzenten und Akteure verteilte der stoische Kaiser Franz Joseph dankbar Auszeichnungen und Orden in rauer Menge. In der letzten Woche kristallisierte sich aufgrund diverser Hinweise und undichter Stellen endlich für die breite Wiener Masse der 25. Mai als offizieller Eröffnungstermin heraus.

Der Kartenverkauf lief gut an, was die Veranstalter den teils euphorischen, teils spekulativen, geheimnisvollen und ironischen Vorberichterstattungen in den Wiener Printmedien zu verdanken hatten.

Endlich war es so weit. Der große Abend, der übrigens ohne den berühmtesten heimischen Musikkritiker jener Tage, Eduard Hanslick, der zu dieser Zeit in den Badener Schwefelbädern seinen Gelenksrheumatismus auskurierte, stattfinden musste, stand kurz bevor. Und dann ging der »Don Juan« ganz schnell ohne Probleme und Hoppalas über die Bühne.

Es folgen Teile des Originalberichts zur Premiere, entnommen der »Neuen Freien Presse« vom 27. Mai 1869:

Lange Jahre mußte sich die Wiener Hofoper mit einem Haus begnügen, daß so ziemlich alle Mängel besaß, die man einem Theater wünschen kann. Enge Treppen, schmale Sitze, Parterre-Logen, die an Gefängniszellen erinnerten, eine Bühne ohne Tiefe, Garderoben, in welchen nur der Anstand des Publicums homerische Kämpfe vermeiden konnte, endlich gar kein Foyer, nicht einen einzigen Raum, in dem man sich während der Zwischenacte zu erholen, wo man Luft zu schöpfen vermochte. Wer das wollte, der konnte sich auf die Straße hinausbegeben. Und das war im Sommer geradezu nothwendig. Denn eine Ventilation hatte unser altes Opernhaus überhaupt nicht, und seit man die Gasbeleuchtung eingeführt, ward das bißchen Sauerstoff, welches dem Publicum früher noch zukam, von den Flammen verzehrt. Es war ein physisches Opfer, wenn man in die Oper ging, und im letzten Acte half Manchem kein Kunstgenuß über des Leides Unbehaglichkeit hinaus. Das ist nun anders geworden; die trefflichen Kräfte unserer Oper werden von jetzt an in einem Prachtbau wirken, den man bewundern muß. Van der Nüll und Siccardsburg, die beiden Erbauer, welche die Vollendung ihres Werkes nicht schauen sollten, haben sich mit dem Opernhause ein Denkmal gesetzt, welches sie durch Geschlechter hindurch in der Erinnerung Wiens erhalten wird. Dem Menschen ist selten reine Freude beschieden, und so ward auch den beiden Architekten die Lust an ihrem Werke mannichfach verkümmert. Die weise Bureaukratie mischte sich in ihre Pläne und störte ihre Kreise, fast eben so brutal wie der römische Soldat den klugen Archimedes; der Neid ward gegen sie rege und übte eine furchtbar herbe Kritik gegen den Bau, lange ehe er fertig war. Unser Wiener Publicum, so liebenswürdige

Eigenschaften es auch sonst besitzt, ist äußerst empfänglich für jede Art Pessimismus. Man sieht hier den Spott und die Nergelei mehr als anderwärts. Mit wahrer Wollust griff man die boshaften und tadelnden Bemerkungen über das neue Opernhaus auf, man verwarf den ganzen Bau. [...]

Was an unserem neuen Opernhause zu tadeln ist, dafür sind die Erbauer theilweise unverantwortlich. Bei der unergründlichen Abwechslung, mit welcher die nächsten Straßen aufgeschüttet, abgegraben, wieder aufgeschüttet und nochmals abgegraben wurden, läßt sich nicht einmal genau nachweisen, ob das Opernhaus durch die Schuld der Erbauer oder des Stadtbauamtes zu tief steht. Denn dieser Vorwurf trifft nur die Front in der Augustinergasse, die Hauptfacade in der Ringstraße liegt auf dem richtigen Niveau. Daß hier die gegenüberstehende Riesen-Ziegelburg Drasche's auf das Theater drückt, ist wol wahr, aber dafür können die Architekten nichts. Sie konnten nicht voraussetzen, daß gegenüber ein solches Monsterhaus aufgeführt werden würde, noch weniger konnten sie der Ueberhöhung wegen aus dem Opernhause einen babylonischen Turm machen. Der Spott aber hat all dies nicht berücksichtigt. [...]

Im Innern ist das neue Opernhaus vielleicht das schönste Theater Europas. Das sagte sich gestern so ziemlich Jeder, welcher der ersten Vorstellung beiwohnte. [...] Allzuviel Aufmerksamkeit schenkte man den Vertretern sämmtlicher oesterreichischer Kronländer, in deren Mitte Vindobona-Wolter stand, übrigens nicht. Auch die Oper hörte man nur mit halbem Ohr, nur die neuen, reizenden Decorationen von Brioschi fesselten das Auge. Man wollte eben sehen, man wollte sich das Gesamtbild des neuen Opernhauses einprägen. Man konnte das behaglich, denn Jedermann saß bequem, und durch das ganze Haus